Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 21 (1965)
Heft: 1

Artikel: Das "r"
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420797

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das „r“

Von Hans-Martin Hüppi

Wie sollen wir Deutschschweizer hochdeutsch sprechen? Die Frage läßt uns nicht los. Während die einen weiter „hochdöitsch schprächchen“ wie einst zu Großvaters Zeiten, schießen andere in Anpassungssucht oder gutgemeintem Eifer übers Ziel hinaus, indem sie sich norddeutsche Radio- oder Fernsehsprecher zum Vorbild nehmen. Wir müssen uns aber *in der Mitte finden,* und die ist abgesteckt durch die Mindestforderung des *„Boesch“* (Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz; eine Wegleitung, im Auftrag der Schweizerischen Siebskommission herausgegeben von Prof. Dr. Bruno Boesch, Zürich 1957) und die für das ganze deutsche Sprachgebiet geltende Höchstforderung des *„Siebs“*. In diesen Rahmen gehört der Aufruf zugunsten der „mißhandelten Meedchen“ (mit Diskussion, siehe „Sprachspiegel“ 1961) wie die folgende Mahnung und amüsante Verteidigung des *r* von dem neuernannten Lektor für Sprechtechnik an der Universität Bern. *Schriftl.*

Es ist nicht in Spanien, / sondern in Oranien.
Es ist nicht in Wien, / sondern in Berlin.
Es ist nicht im Main, / wohl aber im Rhein.
Es ist nicht in Meißen, / wohl aber in Preußen.
Es ist kein Dorf so klein / dies Ding muß drinne sein.

Demosthenes war nicht der einzige, der damit Mühe hatte. Emil Palleske zum Beispiel, der im vorigen Jahrhundert als Dramenvorleser und Rezitator ganz Deutschland bereiste, widmet das erste Kapitel seines Buches über die Vortragskunst eben dem *r*, das nach seiner Meinung einen Eckpfeiler im Gebäude der redenden Künste bildet. „Bischof Ritschl sagt mir“, heißt dort eine Überschrift, „ohne Zungen-r kein Kanzelredner.“ Solch hoher Anforderung war der Candidatus theologiae nicht gewachsen, und darum froh, als ihn Professor Neander tröstend ermunterte: „Verzagen Sie nicht, und suchen Sie das mangelnde *r* durch innere Vorzüge zu ersetzen.“ Das scheint indessen nicht möglich gewesen zu sein. Palleske erlernte jedenfalls das Zungen-r und damit den Schauspielerberuf, was zu seiner Zeit offenbar ein Ding war.
Nachdem er in seinem Buch soweit erzählt hat, springt Palleske dann mit dem Salto mortale aller Schulmeister (den wir hier auch noch zu schlagen gedenken) von dem kurzen, amüsanten Histörchen hinüber zur langen, trockenen Belehrung und fährt fort: „Es gibt zwei Arten von *r* ...“ Ach, guter Emil, wüßtest du! Mindestens neun Arten unterscheiden die Phonetiker: ein stimmhaft-alveolar-koronales, ein stimmhaft-uvular-postdorsales, ein frikativ-mesopharyngales, ein stimmlos-alveolar-koronales ...

Fast möchte man, angesichts soviel phonetischer Fremdwörtergelahrtheit, die Zwillinge Mining und Lining um ihre Unschuld beneiden. Fritz Reuter erzählt nämlich: Mining und Lining sind allein in der Stube. Auf einem Haubenstock hängt Großvaters Perücke. „Kik Lining, säd Mining, doa steiht Oßvating sin Pük. Sei kunn mit dat *r* noch nich taurecht kamen. Du seggst jo ümmer Pük, du möst — Pük seggen, säd Lining, denn, — sei kunn ok noch nich mit dat *r* farig warden."

So einfach geht es nun freilich nicht, denn ein *r* mindestens, das wissen die Phonetiker, wenn sie es auch nicht gehört haben, hat es im Deutschen immer gegeben: das Zungen-r. 1530 heißt es nämlich in Valentin Ickelsamers „Teutscher Grammatica": „Das *r* ist ain Hundts buchstab, wan er zornig die zene blickt und nerret, so die zung kraus zittert." Und ganz ähnlich noch im letzten Jahrhundert bei Friedrich Theodor Vischer: „Das *r* wird vermöge einer durch den Atem hervorgebrachten Vibration der Zungenspitze an der Stelle der Mundhöhle über den Schneidezähnen hervorgebracht. Es ist ein Rollen, das *r* ist der Trommelton der Sprache, ist die Pauke im Orchester ihrer Töne, ihr rechter Kraftlaut, der Donner unter den Konsonanten, daher vorzüglich geeignet, dem Ausdruck der Leidenschaft zu dienen, und von den Italienern la lettera patetica genannt."

Bereits im 17. Jahrhundert hatten die Deutschen freilich begonnen, nach dem Vorbild der französischen Preziösen Zäpfchen-r zu sprechen. „Die Modemanier arbeitet allwärts und allzeit an den festen Gliedern des Sprachkörpers wie ein Fluß an kantigen Steinen auf seinem Grunde: er ruht nicht, bis er ein gut Teil zu glatten, runden Kieseln abschwemmt. Das weibliche Geschlecht, das vornehme besonders, die Salondame hat dabei gewiß von jeher keinen kleinen Einfluß geübt. Es liebt die energischen Laute nicht, es liebt zu lispeln, es lernt in der Mehrzahl schwerer als das männliche das *r*, häufig wenigstens spät; vom Mädchen zum Backfisch geworden, entdeckt es, daß der Mangel des *r* ein süßer Mangel, holde Vermeidung einer vermeintlichen Härte sei, vom Backfisch zur Dame geworden, kokettiert es damit, und die Verehrer der reizenden Lurbserin lurbsen ihr nach." So ärgerte sich schon Gottsched, „wenn ein Redner das *r* nicht sprechen kann, sondern es herausgurgeln muß". Wir heutigen Hörer sind bescheidener geworden und freuen uns, wenn das *r* herausgegurgelt und nicht, wie Bernhardi es anfangs des 19. Jahrhunderts beschrieben hat, als „Hauch durch die zusammengedrückte Kehle gepreßt" wird oder

sich gar in ein *a* verwandelt, nach dem Grundsatz: „Da Mensch soll sich von da bloßen Natua zua Kultua aheben und dies voanehmlich auch an da Spchache zeigen, indem ea die gchöbaen Ualaute deaselben mildat. Ein solcha Ualaut ist namentlich das *r*. Wenn gebildete Menschen sich miteinanda untahalten, soll es nicht klingen wie ein Donnawetta oda als wüade da Zapfenstcheich geschlagen. Lasset uns diesen rohen Laut übaall da, wo die gebildetae Meaheit da Deutschen ihn längst als *a* spchicht, künftig auch so schcheiben."

„Die Leiden des armen Buchstabens *r* auf seiner Wanderung durch Deutschland" hat Friedrich Theodor Vischer im sechsten Band seiner „Kritischen Gänge" beschrieben, und man kann dort nachlesen, wie sich das wackere urgermanische Zungen-r, aller Preziosität zum Trotz, durch die Jahrhunderte hindurch gehalten hat, obwohl es im Laufe dieses Daseinskampfes vom Trommelton der Sprache zu unserem bescheidenen ein- bis zweischlägigen *r* abgemagert ist. Auch am Zäpfchen-r ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, und wenn man hört, wie aus dem gerollten ein einschlägiges und aus dem einschlägigen ein Reibelaut geworden ist, so daß „kurz" und „Garten" wie „kuchz" und „Gachten" klingen, wenn man ratlos einem Lautgebilde wie „Jaundaz" gegenübersteht und mit viel Mühe herausfindet, daß „Jahrhunderts" gemeint ist, wenn man erlebt, daß ein Schüler „Tar" schreibt, da der Lehrer „Tag" meint und „Tach" diktiert, dann wundert man sich nicht, wenn die Phonetiker ganze Bücher voll schwieriger und langer Fremdwörter brauchen, um diese Lauttrümmer zu benamsen.

„Aber wir, wie sollen wir denn das *r* sprechen?" fragt sich jetzt der besorgte Leser, verwirrt von alle den Möglichkeiten, „welche von den vielen Arten und Unterarten ist denn die richtige?" Er beruhige sich. Die Antwort ist einfach und lautet seit mehr als hundert Jahren immer gleich. Aus dem Nachlaß von Ed. Devrient stammen die „Vorschläge für die Aussprache des Berliner Vereins für dramatische Künstler von 1836", wo es unter anderem heißt: „*r* wird am schönsten durch den behenden Doppelschlag der Zungenspitze gegen den Gaumen gebildet. Der Laut, welcher durch den gurgelnden Ton mit zusammengedrückter Zungenwurzel und Gaumenvorhang entsteht, klingt nicht nur übler, sondern er bringt noch den Nachteil, die Sprache überhaupt in die Tiefe der Mundhöhle zurückzuziehen und ihr im allgemeinen Wohllaut und Gewandtheit zu rauben. In der gehaltenen edlen Rede sowie beim

Gesang ist das vorn gebildete *r* unerläßlich, in rascherem Konversationston wohl wünschenswert, wenn es mit Geschmack angewendet wird; indes wird hierbei der Gebrauch des leichter hindurchschlüpfenden Kehl-r erträglicher sein als ein mühsam und unbeholfenes Rasseln mit dem Zungen-r.“ „Man kann es heute nicht besser sagen“, kommentiert ein Sprachgelehrter unserer Zeit. Also, schweigen wir.

Zur Frage des Gebrauchs der Schriftsprache

Von Kurt Brüderlin *(Schluß*)*

Das Schriftdeutsche ist für den Deutschschweizer keine Fremdsprache; vielmehr machen jene Deutschschweizer, die sie niemals sprechen, erst etwas Fremdsprachiges aus ihr, spiegeln ihr Verhalten alsdann in verfehlten Vorurteilen über die deutsche Sprache überhaupt und verlegen sich selbst den Zugang zu wertvollsten Gütern der eigenen Kultur. *Jede* Sprache bedarf der Pflege, und diese Pflege ist Voraussetzung *alles* Geisteslebens, dessen Form die Sprache und in unserer Zeit sehr wesentlich die Schriftsprache ist. Wer eine Sprache niemals spricht, kann in ihr nicht leben und kann sie natürlich auch nicht richtig gebrauchen. Es liegt darum auf der Hand, daß ein Deutschschweizer, der die Schriftsprache nie spricht, sich, wenn er es doch einmal tun muß, nur unbeholfen in ihr auszudrücken weiß. Sein Unvermögen legt er dann aber nicht sich, sondern der Schriftsprache zur Last und versteigt sich dann zu den unsinnigen, bei uns immer wieder verbreiteten Behauptungen, Deutsch sei eine grobe, ungeschlachte Sprache oder — was gerade das Gegenteil besagt — eigne sich nur für gehobene, mehr oder weniger feierliche Aussagen, nicht aber für die trauliche, intime Unterhaltung. Das ist beides Unsinn. Jeder, der die Schriftsprache beherrscht, kann, wenn er will, und wenn

---

* Der Verfasser legt Wert darauf, die Begriffsbestimmung der *Fremdsprache* auf Seite 176 des letzten Heftes ganz unmißverständlich zu fassen. So soll es heißen: *Fremdsprache ist jede Sprache, die von einem nur mit seiner Muttersprache (der von ihm im Spracherwerbsalter erlernten Sprache) Vertrauten auch bei ganz langsamer und deutlicher Ausdrucksweise ... in Satzbau und Wortschatz einfachster Aussagen nicht verstanden werden kann.*